

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 34 (1952)
Heft: 29

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Abonnementpreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.-. Einzelnummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhofskiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich
 Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Bahnhofstrasse 89, Zürich 1, Telefon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
 Administration, Druck und Expedition: Buchdrucker Winterthur AG, Telefon 22232, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluss Montagabend

Egoismus — Gleichgültigkeit — oder Vertrauenskrise?

Nachklang zum 6. Juli

El. St. Das Ergebnis der Abstimmung lässt die Gemüter nicht zur Ruhe kommen, und die Diskussionen darüber nehmen kein Ende. Auch wir Frauen sind von dem politischen Malaise, das sich überall bemerkbar macht, berührt, und machen uns unsere eigenen — natürlich Weibergedanken — darüber.

Dass die Einbeziehung der gewiss schon längst fälligen Getränkesteuer die Vorlage aus schwerster Belastung werde, war ohne grosse psychologische Vorbildung bei einem Volke, das kältelächelnd mehr als 850 Millionen Franken im Jahr für Alkohol ausgibt, vorzusehen. Die Weinproduzenten im Lande schrien Zetermordio aus Angst über einen Konsumrückgang — sie, die ewig Subventionierten hätten ja nicht viel riskiert! — Und der aus allen Schichten des Volkes sich rekrutierende Konsument, vom einfachen Biertrinker bis zum raffinierten Likörfreund, war nicht gewillt, durch eine übrigens von ihm selber zu regulierende Abgabe an den Fiskus einen bescheidenen Beitrag an die Rüstungsfinanzierung zu leisten. Ein deutliches Merkmal des bei uns in erschreckendem Masse zunehmenden persönlichen Egoismus, der die Wünsche der einzelnen Persönlichkeit häufig über die Notwendigkeiten des Ganzen stellt.

Die Getränkesteuer ist wohl abgelehnt, aber sie ist nicht begraben.

Die für eine so wichtige Vorlage, sagen wir es ruhig himmelstürmische Stimmbeteiligung beweist einestmals, dass unser Stimmvolk es satt hat, so häufig, fast jeden Monat einmal an die Urne gerufen zu werden, umsonst, aber das Gefühl, nachher werde doch allerlei anders gemacht, als es dem Volke dargelegt worden sei, in immer grösseren Volksskreisen Platz gegriffen hat, und man sich deshalb fragt: wozu? Diese weitverbreitete Gleichgültigkeit den Abstimmungen gegenüber hat ihren Grund nicht nur in der Bequemlichkeit des Stimmbürgers, in seiner Vorliebe für andere Sportpläne und Exkursionen als diejenigen an die Urne, sondern sie stammt zum grossen Teil aus jenem Grund, der auch bei der letzten Abstimmung ihre Stimmpflicht Erfüllenden zu dem deutlichen Nein geführt hat.

Es ist die ganz deutlich zutage tretende Vertrauenskrise, über die man sich in unseren obersten Landesbehörden offenbar immer noch nicht genügend Rechenschaft gibt. Die Behauptung, alle Neinsager seien gegen die Rüstung und gegen die Armee ist eine durch nichts zu beweisende bewusste Irreführung unseres Volkes, und was schlimmer ist, des Auslandes. Wir alle wissen, und auch unsere Behörden wissen es, dass das Schweizer Volk stets zu seiner Armee gestanden ist und auch weiter stehen wird. Aber was das Volk heute will — Stimmende und Nichtstimmende, worunter wir Frauen zu zählen sind, ist, dass mit den öffentlichen Geldern sorgsamer, sparsamer umgegangen wird.

Pierre Grellet, der temperamentovolle Redaktor der «Gazette de Lausanne», sagt das den «Messieurs de Berne» in einem sehr deutlichen Artikel in der Nr. vom 9. Juli: «Messieurs, ça suffit!» Er

verlangt in sehr deutlichen Formulierungen, dass die Ernte aus Steuergeldern sorgfältiger verwaltet, weniger einem stets steigenden Egoismus geopfert werde, und dass nicht nur fortlaufend mehr und mehr aus dem Volke herausgeschoben werde, ohne dass dieses auch nur den deutlichen Beweis des geringsten Sparwillens zu bemerken im Stande wäre. Allerdings dürfte er aber in erster Linie dem Subventionenhunger seiner welschen Weinbauern ein ebenso energisches: «Messieurs, ça suffit!» zurufen. Nach der Solidarität, welche das Volk in der Abstimmung über das Landwirtschaftsgesetz bewiesen hat, hätten sehr viele Nein ein Ja sein dürfen.

Wir wissen, dass in Notzeiten unser Volk sofort wieder zusammenstehen wird wie ein Mann. Aber heute sehen wir das bemühende Bild eines politischen Auseinanderfallens, wie es bei uns noch nie der Fall war. Die politischen Parteien zerfallen — es genügt, wenn die grossen Parteien einmütig eine Vorlage empfehlen, damit sie oft verworfen werde. Das Volk hat auch in die Parteien, in die von diesen nach Bern Delegierten, das Vertrauen verloren: In Politiker, die fast ausnahmslos nur noch Vertreter gewisser Interessengruppen — die Konsumenten ausgenommen! — sind, und in der pflichtschuldigen Vertretung der Interessen dieser Syndikate, Verbände, Genossenschaften an der Mentalität, den Wünschen, den berechtigten Aussetzungen des Volkes vorbeigehen und damit eine immer grössere Distanz zwischen «Bern» und dem Volke schaffen.

Das Volk ist misstrauisch geworden gegenüber von Bern ausgegebenen Versprechen — und es hat alles Recht dazu! Wenn es im Bundeshaus, wie z. B. jetzt für das Rheinau-Kraftwerk, opportunistisch, so findet man dort sehr hohe Töne, um zu beweisen, dass das Recht vor den Volkswillen zu setzen sei. Gewiss, auch wir sind für eine solche Staatsauffassung, aber dann soll sie auch unverzüglich für alle Verhältnisse gelten, und nicht abgelehnt werden je nach Gutdünken der Landesbehörden oder gewisser, daran interessierter Kreise. Die Liste ist lang, aber einige Beispiele daraus mögen genügen, um die seit längerer Zeit begonnene und heute mehr und mehr zum Ausdruck gelangende Vertrauenskrise zu erklären — und zu rechtfertigen!

Vermögensabgabe, statutenwidrige Verwendung der militärischen Ausgleichskasse, und dann das gegebene Versprechen eines gründlichen Personalabbaus anlässlich der Abstimmung über das Bundesgehaltstatut; und das Versprechen von 1950, dass während der Uebergangsbestimmungen bis 1954 keine neuen Erhöhungen auf Taxen erfolgen dürfen (Post, Bahn!). Und 1935 erleichterte man dem «Volk» den Rückzug einer Initiative, indem man ihm versprach, die einheimischen Produkte würden keiner Besteuerung unterworfen, wenn die Volksinitiative gegen die Besteuerung ausländischer Getränke zurückgezogen würde!

Wundert man sich in Bern, wenn das Vertrauen etwas chittert und wurmstichig geworden ist? Wun-

dert man sich, wenn in breiten Volksschichten eine etwas schärfere Brille der Finanzpolitik des Bundes, der Kantone, der Gemeinden gegenüber aufgesetzt wird, und die grosse Masse unseres Volkes sich in einer gewissen Reaktion auflehnt gegen den von den Linksparteien stets geforderten und von den Parlamenten in einer unbeschreiblichen Kurzsichtigkeit geförderten Staats-Egoismus? Nein, sagt man in der Schweiz nur noch, wenn die Frauen etwas verlangen; und wenn der Bundeshaushalt nun, wie wir es hoffen, eine gründliche Revision seiner Subventionen unternimmt, so wird er kaum bei den ungesetzlichen Millionen an die Weinproduzenten, sondern eher bei den Frauenwerken beginnen.

Dass lauter solche Reflexionen und Beobachtungen kein Vertrauensklima zwischen Volk und Behörden schaffen können, ist klar. Wir Frauen, die in grosser Mehrzahl bei der ständig steigenden Teuerung gut und sparsam rechnen müssen, um die Familienfinanzen im Gleichgewicht zu halten, stellen gewiss — wir bestreiten dies gar nicht — einen grossen Teil der Unzufriedenheit im Land. Wir verstehen, dass viele unserer Männer und Söhne, Offiziere und Soldaten, gegen die Vorlage gestellt haben, wissen doch auch diese, wie viel Geld gerade auch im Militär unnütz verbraucht wird.

Es wird kaum anders gehen, als dass dem Volk nun einmal in allen Belangen, Militär und Verwaltung, der deutliche Sparwille der Behörden bewiesen wird, bevor es sich zu neuen Abgaben finden lässt. Unser öffentliches Leben weist in Gebäuden, Bahnen, Büros, Schulhäusern usw. einen Luxus auf, wie er ausser vielleicht in Schweden nirgends zu finden ist. Und doch lebt man anderswo auch, funktioniert anderswo alles auch, und leben die Leute sogar zufriedener und glücklicher in Verhältnissen, die nicht überall an Luxus grenzen, aber das Notwendige garantieren.

So möge der 6. Juli 1952 ein Tag der Besinnung für Volk und Behörden sein: dass das Volk weniger hohe Ansprüche stellen und die Behörden mit den öffentlichen Finanzen etwas weniger grossgütig — und als deren «treue Verwalter» — umgehen mögen. Diese zwei Notwendigkeiten gehen Hand in Hand, wenn aus der Situation etwas gelernt und geteilt werden soll.

Solche Gedankengänge bewegen heute vor allem diejenigen, die für die Vorlage waren, für sie gestimmt haben, oder wie wir Frauen zum grossen Teil gerne gestimmt hätten! Den Nein-Sieg hat das Land vor allem den Egoisten, den Gleichgültigen und der sehr geschickt aufgelegten Propaganda der Alkohol-Interessenten zu verdanken.

Kindsmisshandlungs-Prozesse . . . und die Väter?

Im Frühling dieses Jahres, zur gleichen Zeit, da der Kindsmisshandlungsprozess von Basel die Gemüter stark beschäftigte, kam vor dem Berner Amtsgericht ein ähnlicher Fall zur Behandlung, der in seinen Konsequenzen eher noch schwerwiegender war.

Es handelte sich dort um eine junge Mutter, die ihren sechs Monate alten Säugling derart misshandelt hatte, dass er an den Verletzungen starb. Da hier — im Gegensatz zu dem Basler Fall — der Tod des kleinen Heinz als direkte Folge der mütterlichen Behandlung nachgewiesen werden konnte, erhielt diese Mutter 18 Monate Gefängnis und

den Entzug der elterlichen Gewalt über ihre beiden noch lebenden Kinder;

gerade das letztere wird die Frau besonders treffen.

Es liegt mir fern, die Handlungsweise der Mutter in irgend einer Weise zu beschönigen; doch soll bemerkt werden, dass das Kind in hohem Grade rachitisch war, wodurch ein Druck auf den Hinterkopf, der bei einem gesunden Kinde nur Schmerzen verursacht hätte, bei diesem Knaben tödlich wirkte (Gehirnblutung).

Jede Frau, die selber mit Kindern zu tun hat, wird nun bei solchen Prozessen versuchen, zu ergründen, wie es einer Mutter zumute sein muss, bis sie ihr kleines, wehrloses Kind misshandelt. Und dabei wird man in den allermeisten Fällen feststellen, dass das Motiv nicht einfach Lähmigkeit und Grausamkeit sein kann, sondern dass immer wieder

Ungehduld und Nervosität

zu diesen grässlichen Taten führen. Es braucht ein grosses Mass menschlicher Erschöpfung dazu, bis eine Mutter ihr Kind solange schüttelt und so gar schlägt, bis es endlich ruhig wird.

Ein schreiendes Kind in der Nacht hat jene Mutter, die vor dem Berner Gericht stand, völlig aus der Fassung gebracht. Hier der aus dem Geständnis sich ergebende Tatbestand, den ich im Wortlaut aus den «Basler Nachrichten» wiederhole:

«Frau B. hatte am 23. Dezember dem Säugling nach den üblichen Schoppen gegeben, den er etwas später erbrach. Sein Weinen und der Umstand, dass ihr Mann, wie leider allzu oft, den Abend auswärts verbrachte, regte sie stark auf. Nach der Heimkehr des Mannes kurz vor Mitternacht gingen die Eheleute jedoch ruhig zu Bett. Aber etwas nach 1 Uhr begann das Kind wieder zu schreien. Die Frau ging in die Küche, wo sie das Bettchen des Säuglings hingestellt hatte. Hier kam der Aerger, der in erster Linie dem Mann galt, zum tragischen Ausbruch. Mit ihren keineswegs leichten Händen boxte sie den Säugling ins Gesicht, riss ihn dann grob in die Höhe, was zum Bruch des Schlüsselbeins führte, setzte ihn ebenso grob auf den Küchentisch und nahm ihn dann auf den Arm, um ihm durch Zusammenrücken des Hinterkopfes Schmerzen zu bereiten. Von der Rachitis des Kindes wusste sie allerdings nichts. Nach der begangenen Misshandlung machte sie zwar dem Säugling noch einen Wickel, ging dann aber wieder zu Bett. Erst am frühen Morgen des 24. Dezember hörte der Mann von der Küche her einen Schrei,

flammenden Sternen, wenn der heisse und laute Tag still geworden ist wie das ungestümte und leidvolle Herz.

Ida Morf

Wiedersehen mit dem Jugendstil

Die Sommer-Ausstellung im Kunstgewerbe-Museum Zürich ist der Zeit «um 1900» gewidmet, einer Zeit, die trotz der grossartigen Pariser Weltausstellung bisher künstlerisch totgeschwiegen wurde, als Mutter des Kitsches geschmäht, und nur verstohlen geliebt als Schöpferin dekorativer Ornamente, tänzerisch bewegter Plastik. Das Experiment, anfangs so skeptisch beurteilt, ist nun gelungen: als Mauerblümchen der Museen gelangten Werke des Jugendstils aus Paris, Nancy, Brüssel, Amsterdam, London, München und Wien, aus New York und Chicago, in unser Museum, um hier aschenbrödelgleich ungeahnte Erfolge einzunehmen.

Die Ausstellung versteht es, den Geist einer Zeit zu beschwören, die zwar nur ein halbes Jahrhundert zurückliegt, durch die Trennungsgräben zweier Kriege jedoch und durch die steile Entwicklung der Technik, durch die gesamte soziale Umgestaltung, uns fern und unverständlich geworden ist, ein Generationenproblem, das längst seiner Lösung harret. Ihren Namen verdankt die Bewegung der Zeitlichkeit «Jugend», dem Organ der Münchner Sezessionisten, die in Wort und Werk gegen den Verfall des neunzehnten Jahrhunderts kämpften, ein letzter und heroischer Versuch der «geanteilten Welt», auf künstlerischem Gebiete, der darum jedoch schon zum Scheitern verurteilt war, weil echte Kunst sich nie befiehlt lassen. Kunst wird immer von der geistigen Haltung ihrer Zeit berührt, nie aber lässt sie sich zum Bannerträger einer rein intellektuellen Bewegung zwingen, ohne Künstlichkeit zu werden.

Diese Künstlichkeit treffen wir in vielen Werken des Jugendstils, sie ist sogar typisch für ihn. Es liegt eine Sehnsucht nach Romantik über jedem

Das Märchen vom späten Glück (Schluss)

Eines Tages kam über die Wiese am Waldrand ein hochgewachsener Mann geschritten, der führte bedachtsam und sorglich ein Kind an der Hand. Die alte Frau sass im Garten. Sie hatte eben die Sonnenblumen am Zaun festgebunden, denn es war Sommer und im ganzen Tal ein einziges Blüten und Duft.

Der Mann kam näher, und die Frau ging ihm entgegen bis zum Gartentor, um nach seinem Begehre zu fragen, denn sie dachte, das Kind sei wohl müde und bedürfe einer Erquickung. Sie beugte sich zu ihm nieder und begegnete in seinem ihr zugewendeten Gesichtchen den Augen ihres Jüngstens. Da hob sie den Blick zum Vater des Kindes und erkannte ihren Sohn.

Sie war nicht erstaunt, nur beglückt, bat die beiden ins Haus und bewirtete sie mit warmer Milch, duftendem Brot und Waldhonig.

Als sie fertig waren, schickte der Sohn das Kind in den Garten, um die Blumen zu schauen und sagte zur Mutter, die still neben ihm sass: «Das Kind hat keine Mutter mehr. Ich war einsam und verzweifelt, als ich die Gefährtin begraben hatte. Da sah ich dich im Traum. Ich suchte dich und meine Sehnsucht wies mich den Weg. Nun, da du uns erlöst hast, muss ich zurückgehen in die Stadt, muss arbeiten und Geld verdienen, denn dies ist unser Menschenlos. Willst du das Kind bei dir behalten und aufziehen, bis es gross genug ist, mir zu folgen?»

Die Mutter hörte das Klingen in ihrer Seele wieder und wusste, dass ein weiterer Teil der Verheissung erfüllt war.

Sie segnete ihren Sohn, ehe er fortwanderte. Das Kind aber blieb bei ihr. Sie unterwies es in allen Arbeiten, die für ihr tägliches Leben notwendig waren und lehrte es, was sie selber gelernt hatte. Das Abends aber tat sie die Arbeit beiseite, und wäh-

rend das Kind auf einem Schemel zu ihren Füssen sass und die kleinen Hände auf ihrem Schooss gefaltet hielt, erzählte sie ihm die Märchen, die in ihrer Seele wieder lebendig wurden. Das Gute braucht Stille zum Gedulden, und unter ihren Händen gedieh alles, das Kind, die nützlichen und die nur schönen Pflanzen, auch die Tiere, die sie sich hielten und diejenigen, die des Winters aus dem Walde kamen, um sich an ihrer Krippe Futter zu holen.

Auch der Sohn kam wieder. Er brachte seine Geschwister und Freunde und deren Kinder mit, die sich mit gläubigen und glücklichen Augen um die alte Frau scharten und ganz zart und liebevoll ihre verkümmerten Hände streichelten. Ehe sie heimgingen am Sonntagabend, verrichteten sie ihr die groben Arbeiten, damit sie häufiger an der Sonne sitzen und ihre müden Glieder der Ruhe pflegen konnten. Unter dem Eindruck des Friedens und der Geborgenheit im Grossmutterhause taten sie alles willig und ohne zu zanken, so dass es in der halben Zeit fertig war.

Einmal strich die Mutter ihrem Jüngsten beim Abschiednehmen über die Stirne und sagte traurig: «All dies Glück dürfte ich dir nicht schenken vor lauter Werken und Mühsen!»

Er aber küsste sie sanft auf ihren nun ganz weiss gewordenen Scheitel und erwiderte: «So schenke es dem Kommen, ehe sie hineinwachsen müssen in die Not und Geheiztheit ihrer Zeit! Denn dies ist das glückliche Los der alten Menschen, die ein schweres Tagewerk mit Fleiss und gutem Willen gelebt haben, ohne zu murren, dass der gebrechlich gewordene Körper der Seele die Zeit schenkt, auf Gott zu lauschen.»

Und einmal noch — es war Spätherbst geworden und die Abende schon merklich kühl — kam wieder ein Mann über die Wiese gegangen. Hochgewachsen war er und schritt noch aufrecht, aber seine Hand stützte sich auf einen langen Wanderstab und er schien sehr müde zu sein. Er ging barhaupt und sein

Haar war schneeweiss. Auch ihm ging die Frau bis zum Gartentor entgegen, denn es dünkte sie, dass er einer Erquickung noch bedürftiger sei als damals das Kind. Vieles haben das hohe Alter und die frühe Jugend gemeinsam, so auch jene Hilfsbedürftigkeit, die in den wahren Frauen die Mütterlichkeit und in den echten Männern die ritterlichen Tugenden weckt.

Die Blicke von Mann und Frau begegneten sich, und indes die Frau den erschöpften Wanderer sorgsam über die Schwelle ihres Hauses führte, liefen Tränen der Freude über ihr welkes Antlitz. Sie hiess ihn neben dem Herde sich niedersetzen und trippelte geschäftig hin und her, alles Nötige vorzunehmen, ihn zu erwärmen und zu erquickeln. Das Enkelkind kam herbei, trug eine blaue Glockenblume in der Hand und schniepte sie zutraulich an sein Knie, ohne nach Stand oder Namen zu fragen.

Er legte die Hand auf das lichtblonde Haar des Kindes und sprach über sein gesenktes Köpfchen hinweg zu der Frau am Herdfeuer: «Niemand hat mich gelehrt, auf die inneren Stimmen zu lauschen. Erst nachdem du uns verlassen hattest, fühlte ich, dass eine Glocke zu klingen und ein Licht zu leuchten aufgehört hatten, schon seit langer Zeit. Da wusste ich auf einmal, wie einsam du gewesen und dass du hattest gehen müssen, das Verlorene zu suchen. Mein Weg führte durch das Laute und Sichtbare. Nun aber, da der Kreis des Lebens sich schliesst, hat auch mich die Sehnsucht nach der Stille überwunden und ich habe Haus und Amt verlassen und mich aufgemacht, dich zu suchen.»

Die alte Frau beugte sich zu dem Sitzenden nieder, legte ihre warmen Hände auf die seinen und umschloss sein Herz mit ihrer Liebe. Nun wusste sie, dass die Verheissung sich ganz erfüllt hatte und sie das wiedergefundene Glück mit dem Gatten teilen durfte. Wohl neigte ihr Leben sich zum Ende und die verbliebende Zeit würde kurz sein. Doch nichts ist so schön wie der Abend unter den auf-

und als er nachsehen ging, fand er die Frau zusammengebrochen vor der Leiche des kleinen Heinz.»

Frau B. hat ihren Mann 1949 geheiratet, weil sie ein Kind von ihm erwartete. Das zweite und dann das dritte Kind folgten sehr rasch aufeinander, so dass die junge Mutter physisch und psychisch wohl sehr angestrengt gewesen sein muss; denn was es heisst, derart schnell nach einander drei Kinder zur Welt zu bringen und für sie zu sorgen, kann wohl nur eine Mutter ganz erlernen.

Die Eheverhältnisse waren — was eine weitere wichtige Rolle spielt — nicht die besten. Beide Eheleute waren oberflächlich und bequem, und da der Mann seine Gewohnheit als Lediger auch nach der Heirat fortsetzte, d. h. nach der Arbeit gar nicht zum Nachhause heimkam oder nachher gleich wieder fortging, litt die Frau unter der Vereinsamung, und es kam schon früh zu Streitigkeiten.

Dies also ist der Ausgangspunkt

zu einer furchtbaren Tat: Eine Mutter, die im Laufe von drei Jahren drei Kinder zur Welt brachte, eine Ehe, die durch den Stempel der «Muss-Ehes» ohnehin belastet war, ein Ehemann, der selten zu Hause war, also offenbar von seiner Familie keine grosse Notiz nahm, so dass auch nicht anzunehmen ist, dass er der Frau bei der Riesenarbeit, die drei so winzige Geschöpfe verursachen, irgendwie half. Und

wohin führten diese Verhältnisse, wie die — und das ist ja der Grund, warum wir einen Einzelfall aufrufen — keineswegs eine Ausnahme in unserer Zeit bilden? Zu einer ausgesprochenen Affekthandlung der Mutter, wobei «der Aerger, der in erster Linie dem Manne galt, zum tragischen Ausbruch kam».

Die Folge: 18 Monate Gefängnis und Entzug der elterlichen Gewalt über die beiden Kinder.

So steht es in den Gerichtsakten, so liest es sich in der Zeitung. An uns aber ist es, sich klar vorzustellen, wie leicht ungezählte Frauen-Schicksale ähnlich enden könnten.

Auch bei jenem eingangs erwähnten Basler Kindsmishandlungs-Prozess stand am Anfang das Kind, das zu früh auf die Welt kam — hier sogar drei Monate vor der Ehe. Aber auch nach der später dann erfolgten Eheschliessung war die Mutter gezwungen, arbeiten zu gehen, weshalb das Kind zunächst zwei Jahre bei den Schwiegereltern im Tessin blieb, später ein Jahr zu den Verwandten des Ehemannes kam, während Frau G. in zwischen ein zweites Kind geboren hatte. Man konnte hier immerhin den Eindruck haben, dass der Vater überhaupt Anteil am Verbleib des Kindes nahm, wenn auch anderseits gerade seine Verwandten — und zwar sowohl die ersten, wie auch die zweiten Pflegeeltern — dem Kind bei jeder Unart nicht mit dem Böhlmann, sondern mit der der Kleinen ja völlig unbekannten Mutter drohten, die kommen und sie hauen würde, wenn sie nicht folge. — Dass diese Praxis sich verheerend auswirken musste, als die kleine Mariela schliesslich ins Elternhaus kam, war klar. Es scheint, dass vielleicht gerade dadurch die Mutter den Zugang zu diesem Kind einfach nicht finden konnte, das ihr natürlich auch viel fremder war als diejenigen, die sie selber gross gezogen hatte. — Es sind in der Presse hier und dort Vermutungen über die Tatsache angestellt worden, dass Frau G. ihre beiden anderen Kindern recht behandelte, während sie Mariela misshandelte. Man vermutete, dass sie sie nicht mochte, weil sie unehelich war. Doch scheint dieser Grund wenig stichhaltig, viel eher dürften die merkwürdigen Erziehungsmethoden der Pflegeeltern schuld an dem schlechteren Verhältnis zu diesem Kinde sein. — Gerade die sich etwas widersprechenden Berichte, dass es bei den Pflegeeltern auch mit der Reinlichkeit nicht so genau genommen worden sei, wodurch Mariela schmutziger und verkratzter als die anderen Kinder war, können darauf hindeuten, dass man das Kind nicht an Sauberkeit gewöhnt hatte.

Auch wie weit das kleine Mädchen die festgestellten geistigen und seelischen Schäden in seiner Entwicklung und an seiner Gesundheit bereits

mitbrachte, als es zu seiner Mutter kam, wissen wir nicht. Wir konnten aber lesen, dass die Mutter das Kind schlug, weil es sich mit Kot beschmiert hatte und sich äusserte: «Das Kind macht in die Hosen, und solange es das tut, wird es bestraft.» Eine primitive Mutter straft solche Sachen selbstverständlich mit Schlägen. Und das war hier der Anfang vom Lied. Schläge und nochmals Schläge.

Die Vormundschaft hat verwahrt und nochmals verwahrt. — Allerdings haben wir nirgends darauf gelesen, ob man der Sache einmal auf den Grund ging, weshalb die Mutter dieses Kindes mehr schlug als die anderen. Irgendwo hier muss doch wohl die eigentliche Ursache zu der ganzen folgenreichen Tat liegen. Hier hätte eingehakt, hier hätte der Frau irgendwie geholfen werden müssen. Und was diese Mutter wohl kaum wusste, das wissen unsere Fürsorgeorgane, nämlich, dass ein Kind, das dauernd das Bett nässt, nicht mit Schlägen zu heilen ist, sondern ein nervöses Leiden hat, dem von der seelischen Seite beigegeben werden muss. Die Vormundschaftsbehörde hat in ihren Erklärungen an die Presse darauf hingewiesen, dass ihr für wirksamere Hilfe die Kräfte fehlen. Hier scheint uns ein reiches Betätigungsfeld für die Psychoanalyse zu liegen, das nicht genug beachtet werden kann. Irgendeine Instanz wird unbedingt geschaffen werden müssen, die sich all der ungezählten Familien, die gefährdet sind, sozusagen im Detail annimmt, durch Aussprachen von Frau zu Frau, nicht von Frau zu Behörde, so dass mehr ein menschlich-freundschaftlicher Beistand entsteht.

Denn dies ist doch der Kernpunkt des grossen Problems:

Wie könnten den Müttern rechtzeitig geholfen werden, ehe solche sträflichen Taten geschehen?

Vergessen wir es nicht: Diese gleiche Mutter, deren Kind an den Folgen der Verschmutzung und Vernachlässigung starb (Blutvergiftung), sagte zur Vormundschaftsbehörde: «Ich werde das Kind zu keinem Preis hergeben, ich liebe es wie meine anderen Kinder.» Diese Mutter hat, als ihr Kind im Fieber lag, den Arzt holen wollen. Aber ihr Mann war dagegen und schickte sie in die Apotheke, um Pillen gegen Influenza zu holen. — Diese Mutter versicherte am Ende des Prozesses mit erhobenen Schulfingern ihre Unschuld.

Man hat ihr die elterliche Gewalt nicht entzogen, weil sie die anderen Kinder — inzwischen sind es schon vier — recht behandelte, aber man führte sie für ein Jahr ins Gefängnis, und ausser den Verfahrenskosten hat sie noch eine Urteilsgeld von Fr. 900.— zu tragen.

Woher sollen diese Gelder kommen: Und was geschieht mit den andern Kindern? Werden auch sie nun zu den Verwandten verteilt und dort möglicherweise teils mit grosselterlicher Pflege verwöhnt, teils nun wohl mit der «Zuchthäuserin» eingeschüchtert, sodass nach der Rückkehr der Mutter auch noch der Kontakt mit diesen Kindern erschwert sein wird?

All dies sind schwere, sehr schwere Fragen.

Und nirgends steht ein Wort von der Verantwortlichkeit der Väter. Sie werden bei beiden Prozessen kaum erwähnt. Nur ganz am Rande vernimmt man von ihrer Existenz.

Und doch waren sie es ja, die in beiden Fällen die mehr oder weniger zahlreichen Familien begründeten. Fast fragt man sich, ob hier überhaupt von «Familiengründungen» gesprochen werden darf, liegt diesem Begriff doch etwas sorgfältig Geplantes zugrunde. Aber an der sehr raschen Folge der Geburten in beiden Fällen hat man viel eher den Eindruck der Zufälligkeit. — Man kann wohl mit Sicherheit sagen, dass diese Väter kaum einen Gedanken darauf verwendet haben, ob ihre Frauen körperlich und seelisch dieser raschen Geburtenfolge gewachsen waren. Auch dort, wo die Frau berufstätig sein musste, kam ein Kind nach dem anderen. Hat man diese Männer gefragt, ob sie mit Hand anlegten im Haushalt, ob sie auch einmal nachts das schreiende Kind beruhigen gingen, oder ob sie nichts anders waren, als die Er-

zeuger? Falls man dies gefragt hat, so stand da von jedenfalls nichts in den Zeitungen. Kein Journalist hat es wichtig gefunden. Ja, es ist ihnen wahrscheinlich überhaupt nicht in den Sinn gekommen.

Heute sühnen beide Frauen hinter Gefängnisgitter für ihre Unbeherrschtheit, die sie an ihren Kindern ausliessen.

Die Unbeherrschtheit der Väter bestraft kein Gesetz! Auch für sie sühnen die Mütter — das wollen wir nicht vergessen!

Männer sind über Frauen zu Gericht gesessen. Männer haben sie verurteilt, Männer berichteten über die Verhandlungen. — Wir Frauen aber müssen darüber nachdenken. mo.

Jahresbericht über das Jahr 1951

Schweizerische Gesellschaft für Erwerbshilfe «Der Helfer», Zürich 2, Gartenstrasse 19. — Verfasst vom Präsidenten Rudolf Däniker.

Ein älterer hinkender Mann läutet an deiner Tür und bietet dir den «Helfer» zum Kaufe an. «Nein danke», sagst du. Du kannst unmöglich allen, die darum bitten, etwas geben. Und zu irgend einem neuen Glauben willst du auch nicht bekehrt sein. Sie sollen dich in Ruhe lassen, diese Apostel.

Es ist gut, dass eine Freundin dir den Jahresbericht der Schweizerischen Gesellschaft Erwerbshilfe «Der Helfer» in den Briefkasten gelegt hat und du aus den schlichten, einfachen, aber sprechenden Worten des Präsidenten, Rudolf Däniker, das wesentliche über das dir vorher unbekannte Werk erfahren kannst. Du wirst ein zweites Mal den «Helfer»-Verkäufer nicht wieder wegschicken. Wie wird er sich freuen!

Als vor zwanzig Jahren zur Zeit der Arbeitslosigkeit viele, vor allem ältere und gebrechliche Leute, keine Beschäftigung finden konnten und dadurch in grosse Not gerieten, machten es sich menschenfreundliche und beherzte Mitmenschen zur Aufgabe, ihnen zu helfen. Durch den Verkauf des «Helfer» sollten sie ein bescheidenes Auskommen finden. Und sie fanden es auch. An einer Nummer, die sie für 40 Rappen abgeben, verdienen sie 28,48 Rappen.

Trotz Hochkonjunktur im Wirtschaftsleben rechtefertigt sich die Fortführung des Werkes. Der Gebrechliche bedarf der besonderen Fürsorge, weil sich ihm die Türen nicht von selbst und nur schwer öffnen. Die 38 Verkäufer, die im Berichtsjahre beschäftigt werden konnten, sind dankbar um die Arbeit und um die Möglichkeit, ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu sein. Es konnte die schöne Summe von 87.511,85 Franken an Löhnen an sie auszubezahlt werden.

Ausser der materiellen hat der «Helfer» eine grosse geistige Bedeutung. Die Zeitung trägt gesunde geistige Nahrung in viele Familien, die so leicht durch schlechte Lektüre oder schädigende Filme vergiftet werden. Das Werk kann darum nicht in Frage gestellt, es kann nur bejaht und muss von ganzem Herzen unterstützt werden. Dr. E. Brn.

Vom Wert unserer Früchte

Unser Obst und unsere Trauben haben die volle Anerkennung in unserem Volke noch nicht gefunden; viele Leute wissen noch nicht, dass sie ein wertvolles Ergänzungsmittel und sogar ein gutes Heilmittel sind, wie frühere Erfahrungen bewiesen und neue wissenschaftliche Forschungen lehren.

Früher spielte das Essen von Frischtrauben eine ganz untergeordnete Rolle. 99 Prozent unserer Trauben ergaben Wein. An alkoholfreier Obstnahrung kannte man nur Frischobst und Dörrobst. Heute haben wir den Süssmost und Traubensaft in jeder Wirtschaft und in fast allen Lebensmittelgeschäften; aber der Konsum ist noch viel zu klein.

Als neues, grosses, billiges und doch bestes Obstprodukt wird jetzt überall Obstsaftkonzentrat zur Verfügung gestellt. Es liefert bei 6 bis 8-facher Verdünnung ein Naturgetränk von 30 Rappen pro Liter und kann nach einer Reihe von Rezepten in der Küche aufs beste verwertet werden.

Für eine bessere Wertschätzung unserer Früchte und ihrer neuen Produkte setzen sich ein: die Schweiz. Vereinigung für gährungslose Obst- und Traubenverwertung und der Nationale Verband gegen den Schnaps in Aarau.

ten, möchte ich versuchen, einige kleine Ausschnitte aus dieser Zeit zu geben.

New Baroto ist ziemlich weit abgelegen. Der Kamenak, der Vorname des Fürstentums, ist ein sehr alter, aber nicht so viele Male. Die Landschaft ist wunderbar, mit grosser, weiter Aussicht. In New Baroto, im weiten Busch, grüsst uns ein kleines Schulhaus mit zwei Zimmern. Der Boden besteht aus gestampfter Erde, die mit Kuhmist «gewischt» ist. Die Fenster sind noch fast alle intakt. Es wohnen keine Menschen in der Nähe. Unsere nächsten Nachbarn sind die zwei Lehrfamilien, natürlich Schwarze. Wir finden hier wenig Kirchenaltäre und wenig Christen, aber viele Heiden. Eine Wasserpumpe ist in der Nähe — welche Erleichterung für uns! Denn ich muss jeden Tag das Wasser herschleppen, wie alle die schwarzen Frauen der Umgebung, nur mit dem Unterschied, dass ich es nicht fertig bringe, den Topf auf dem Kopf zu tragen. Später, in den anderen Orten unserer Tournee, bringen uns kleine Mädchen das Wasser, das sie in den kleinen Bächen schöpfen.

Wenn wir in einen Ort, in dem wir bleiben wollen, kommen, forschen wir zuerst nach folgendem: 1. Hat die Schule zwei Zimmer? Wenn ja, dann können wir unsere Siebenschneider in den zweiten Zimmer lassen und müssen nicht in jedem Augenblick mit Blitzschnelle alles zusammenraffen, um aus diesem Zimmer einen Gebetsraum zu machen. 2. Gibt es Wasser, und wo? Eine wichtige Angelegenheit für uns Weisse. 3. Wo sind die Büsche? Denn hygienische Installationen sind noch nicht bis hierher gelangt.

Die Einrichtungen:

Im günstigsten und geschüttesten Winkel des Zimmers werden die Feldbetten aufgestellt. Haken werden in die Wand geschlagen, um mit Schnüren Aufhänger für die Kleider, die Küchentücher und anderes mehr zu machen. Einer dieser Aufhänger ist am Fenster hinter unseren Betten angebracht, zum

Politisches und anderes

Der Bundesrat zur Abstimmung über die Rüstungsfinanzierung

Der Bundesrat hat seine Aussprache über die durch den ablehnenden Volksentscheid vom 6. Juli entstandene Lage zu Ende geführt. Er hat beschlossen, vorläufig auf eine Ersatzvorlage zur besonderen Deckung der zusätzlichen Rüstungsausgaben zu verzichten und im übrigen die Arbeiten für die Vorbereitung der endgültigen Bundesfinanzreform fortzusetzen. Bei der Beratung des Voranschlags für das Jahr 1953 wird sich Gelegenheit bieten, die Frage zu prüfen, auf welche Weise das mutmassliche Defizit im Bundeshaushalt verringert werden kann.

Die Beziehungen der Schweiz zu Ostdeutschland

Das Eidgenössische Politische Departement demtantiert die Behauptung des Generalsekretärs der Sozialistischen Einheitspartei, Walter Ulbricht, die Schweiz habe die Herstellung normaler Beziehungen mit der deutschen Demokratischen Republik von der Anerkennung der Vorkriegsschulden, die von Hitler gemacht wurden, sowie der Revision der ostdeutschen Gesetze über die Bodenreform und über die Beschlagnahme der Betriebe der Nazi und Kriegsverbrecher abhängig machen wollen.

Die Antwort der Westmächte an Moskau

Nach fünfwöchiger Vorbereitung ist am vergangenen Donnerstag die Note der Westmächte über Deutschland dem sowjetrussischen Ausserministerium überreicht worden. In ihrer Note schlugen die Westmächte eine Vierzehnkonferenz vor, um eine unparteiliche Untersuchungskommission zu bilden, welche die Voraussetzungen gesamtdeutscher freier Wahlen prüfen soll.

Präsidentialschlichter Eisenhower

Der republikanische Konvent bestimmte General Eisenhower mit 614 Stimmen bei einem absoluten Mehr von 604 Stimmen zum offiziellen Präsidentenwahlkandidaten der Republikanischen Partei. Der Konvent nominierte durch Akklamation den 39-jährigen Senator Richard Nixon aus Kalifornien zum Kandidaten für die Vizepräsidentschaft.

Ein Jahr Waffenstillstandsverhandlungen

Die Waffenstillstandsverhandlungen in Korea sind in diesen Tagen in das zweite Jahr ihrer Dauer eingetreten. Die einzige strittige Frage bildet der Austausch der Kriegsgefangenen.

Der Menschenraub in Berlin

In Westberlin wurde Rechtsanwalt Dr. Linse beim Verlassen seiner Wohnung von einigen Männern in einen bereitstehenden Wagen gezerrt und nach der Sowjetzone verschleppt. Dr. Linse war Mitglied der in Westberlin arbeitenden «Untersuchungsausschusses freirechtlicher Juristen».

Vertragsdebatte im deutschen Bundestag

Nach grosser Debatte überwies der Bundestag die Ratifikationsgesetze für den Deutschlandvertrag und den Vertrag über die Europäische Verteidigungsgemeinschaft an die zuständigen Ausschüsse. Auf Antrag der Sozialdemokratischen Fraktion beschloss der Bundestag einstimmig, dass die Bundesregierung die Westalliierten förmlich ersuchen soll, die Initiative zu einer Vierzehnkonferenz über die Frage der deutschen Einheit zu eröffnen.

Internationale Vereinigung für Jugendhilfe

In Zürich tagte die Generalversammlung der Internationalen Vereinigung für Jugendhilfe (VIPE), an der 65 Delegierte aus 28 Ländern teilgenommen haben. In den verschiedenen Kommissionen wurden die internationalen Fragen des Kinderschutzes, seine Aufgaben in Friedens- und in Kriegzeiten, seine Hilfsmassnahmen behandelt.

Absturz einer weltberühmten Fliegerin

Bei einem Flugzeugunglück bei Lyon ist die weltberühmte Fliegerin Maryse Bastie ums Leben gekommen. Zu ihren hervorragenden Leistungen gehörten neun Weltrekorde und eine Überquerung des Südatlantiks ohne Funkgerät. Sie war die erste Versuchspilotin und Fabrikinspektorin der französischen Militäraviatik. ef.

... Für den Kenner ein Begriff



Generalvertrieb:
Lüchinger & Cie. AG., Eier-Import.
Basel, Zürich, Bern, St. Gallen, Luzern, Buchs

Schutze gegen die Neugier unserer Nachbarn. Eine andere Ecke mit einem Tisch dient als Esszimmer und eine dritte mit drei Schulbänken, einem Prämuskulatur, den Vorreden und etlichen Pfannen und Schalen als Küche. Mit der Zeit bekommt man ein gewisses «Training», sich in kürzester Frist so praktisch und bequem als möglich einzurichten.

Übrigens geht es wie in einem Zirkus: wenn die letzte Schnur am Zelt befestigt ist, beginnt die erste Vorstellung, und wenn die letzte Vorstellung fast beendet ist, werden die Zelte in grosser Eile zusammengelegt, und man fährt weg!

Die Arbeit:

Eine Kirchenaltäre begleitet uns auf dieser ersten Reise. Sie liegt im Dörfchen des uns auch behelflichen Lehrers. So ziehen wir denn, zu Fuss oder per Auto, in die Dörfchen, um Besuche zu machen. Wir suchen vor allem die Christen auf und treten auch bei den Heiden ein. Wir predigen, singen, beten. Der Boden ist hier überall sehr hart, es scheint uns, als ob das Samenkorn auf felsigen Boden oder unter die Dornen fallen würde. Was von früheren Christen übrig blieb, kann an den Fingern abgezählt werden.

Das Wetter und die Zeit:

Die Kälte Äktras durchdringt uns in der Nacht, und sogar am Tage überfällt sie uns. Diejenigen, die uns geraten haben, keine warmen Kleider nach Afrika mitzunehmen, haben uns schlechte Ratschläge erteilt. Wir möchten, im Gegenteil, gerne den Nobelpreis an denjenigen verteilen, der die Thermos- und die Bettflasche erfunden hat.

Trotzdem der Begriff «Zeit und Stunde» noch nicht in den schwarzen Gehirnen Fuss gefasst hat, haben wir weisse, komplizierte Wesen, die wir sind, immer einen Kampf zwischen dem Kochen des Wassers oder der übrigen Nahrung und den Morgen- und Abendgebeten und anderen Gottesdiensten. Überigens begann das Morgengebet um eine Zeit, die wir eher nächtlich bezeichnete. Andererseits, wenn

Werk des Jugendstils, eine leidenschaftliche, jedoch passive Hingabe an das Leben mit seinen bedrohten Schönheiten, die Prüderie und Gewinnssucht der viktorianischen Epoche scheitern, nicht auszukosten wussten: bezeichnenderweise ist die vom Wasser willens bewegte Alge, die vom Wind geschaukelte Liane, das Lieblingsmotiv des Jugendstils; nicht umsonst erscheinen die Plastiken Obrechts wie schmelzendes Eis, widerstandslos dem lastenden Druck nachgebend. Und wann sonst hätten Loic Fullers Schleiertänze zu einem solchen Kult ausgebaut werden können, wenn nicht um die Jahrhundertwende, die das Vage und Sinnverwirrende in allen Varianten einsog, bereit, sich mit Gefühlen schaukeln zu lassen?

Die Rolle der Frau bei der Schaffung des Jugendstils ist nicht zu unterschätzen; die Suffragetten stürmten nicht nur das Parlament, sondern liessen auch in Fragen des ästhetischen Willens Geist und Hände freien Lauf. Die Kunstgewerbetlerin, vor allem die Töpferin, begann sich gerade zur Zeit des Jugendstils ihren Platz innerhalb der menschlichen Gesellschaft zu behaupten. Die ausgestellten Kleider scheinen denn auch aus der Garderobe einer Ibsen- oder Strindberg-Feldin zu stammen und sind vielleicht direkter noch als die Möbel Ausdruck des neuen Lebensgefühls um die Jahrhundertwende: neben zarbsteichten lila Tüll-Stolen, einem rasigen Automantel und bösem, stacheligem Schmuck sehen wir formlose Reformröcke der Künstlerinnen, welche sogar den Sport des Bogenschusses erlaubten. Was das Gespenst einer atemgeschwellten Sängerin neben geschweiftem Flügel mütet dagegen das kostbar bestickte Abendkleid auf gepolstertem Ständer an, bereit für Wagner.

Einer der führenden Geister in der Kunst des Jugendstils, Henry van de Velde, liest heute noch und erhielt durch die Ausstellung einiger seiner prägnantesten Werke verdiente Ehrung: ein Schreibstisch nach seinen Entwürfen, der dazu passende Teppich,

die Lampe unter dem Bild von Hodlers «Reigen», sie geben die Ahnung von grandiosen Innenräumen, in denen sich der Geist frei entfalten sollte. Ebenso wie die Möbel, auch die Kunstwerke der Prunkmalerinnen von Darmstadt, welche Peter Behrens zum Schöpfer hat — die Feinheit der Ausführung, das sichere Gefühl für Bewegung und Gegenbewegung, stehen hoch über dem, was wir gemeinhin unter dem ornamentreichen Jugendstil verstehen: das Biedermeier wirkt in ihnen nach, wie schon die «neue Sachlichkeit» vorausgesehen scheint. Als ganz gegensätzliche Attraktion erwartet den Besucher ein anderes Prunkstück des Jugendstils: der authentische Eingangsbogen für eine Pariser Métro-Station; die Lampen nicht einfach beleuchtete Körper, sondern geheimnisvolle orangefarbene Blumen, die sich von grüngestrichenen gusseisernen Stengeln biegen...

Die Zusammenstellung von Schöpfungen der Zeit um 1900 und ihre leidenschaftlose Würdigung heute, mit Augen, welche durch Expressionismus, Futurismus, abstrakte Kunst und Surrealismus geschult sein sollten, ergibt einen spannungsreichen Genuss. Denn wenn wir vor vielen Versuchen auch heute noch einen leichten Schauer nicht unterdrücken können, freuen wir uns trotzdem über die glanzvolle Rehabilitierung des Jugendstils, als Kunstwillen einer Generation, welche unbedingt an das Schöne, an die Verklärung des Alltags glaubte. Dass die Mittel nie und da unzulänglich scheinen — die Idee war es nicht. Ursula Hungerbühler

Im Lande des Heidenlärms

Im Juli 1951 verbrachte Fräulein Pfarrer Anna Achler, eine Station Elm der Schweizer Mission in Südafrika, einen Teil auf den Ausstationen New Baroto, Maschamba und Mbokoto, um Besuche von 3 bis 6 Tagen zu machen. Da ich das Vorrecht hatte, sie dorthin als Chauffeuse, Feldköchin, Mädchen für alles und Evangelistin zu beglei-

Wir wollen denkende und nicht blindlings handelnde Frauen sein

«Die Freiheit» brachte am 12. April unter dem Titel «Apéritifreklame» folgende Zeilen: «Die italienische Firma Cinzano ist eine der gerissensten, was Reklame betrifft. Unlängst «versprach» sich im Genfer Studio ein Speaker und brachte einen Ausdruck hervor, der — eigentümlicherweise — ganz nach «Cinzano» klang. In der nächsten Sendung erzählte er, dass ihm die Firma «Cinzano» andernfalls eine Kiste ihres Produktes geschickt habe... Wir fragen: gehörte das «Versprechen» und gehörte die nachmalige, deutliche und keineswegs tadelnde Erwähnung des Produktes «Cinzano» nicht ganz einfach zu einer wohl getarnten Apéritifreklame? Nachdem geschäftliche Reklame für Schweizer Radio verboten ist, müsste man in der Tat zu solchen Kniffen Zuflucht nehmen, um trotzdem... Reklame für bestimmte Alkohole zu machen. Bekanntlich verlangen die betreffenden Firmen nur eines: Erwähnung ihres Namens, sonst gar nichts! Dafür können sie beträchtliche Entschädigungen zahlen.

Wenn ein bekanntes Frauen- und Modeblatt, von dem wir etwa schon im vergangenen eigentlichen Alkoholkremler bemerkt haben, vor einiger Zeit zwei Schweizerinnen neugediegenen Lebensstils zeigte, wie sie kunstgerecht Apéritifs zubereiten... und wenn der Photograph darunter — auffallend sichtbar und «leicht lesbar» — eine Flasche Cinzano einsetzte, darf man schon annehmen, dass sich die italienische Firma für diese Reklame im Textteil dem betreffenden Blatt gegenüber dankbar gezeigt haben wird»

Es ist betrieblisch, dass ein Frauenblatt sich für eine solche Schnapsreklame hergibt. — Wir ersuchen unsere Leserinnen, solche sozialen Verirrungen an Frauenversammlungen zur Sprache zu bringen und die betreffenden Blätter dabei an den Pranger zu stellen.

Jubiläumstagung zum 40-jährigen Bestehen der Stiftung Pro Juventute im Kongresshaus Zürich, am 2. Juli 1952

Die würdige, schlichte Geburtstagsfeier des nun 40jährigen Jugendhilfswerkes Pro Juventute wurde für den Besucher zu einem schweizerisch-staatlichen, einem sozial-gemeinschaftlichen und einem geistig-religiösen Erlebnis.

Das Schweizerische rote Kreuz in Erscheinung durch das weisse Kreuz im roten Feld vorn im blumengeschmückten Podium des Saales. War es nicht, also ob die Kinder auf den links und rechts angebrachten Pro Juventute-Plakaten in seinen Schutz nehmen wollten und auch diejenigen, die davor sassen und nachher mit frohen und ersten Liedern Freude und Jugendfrische verbreiteten?

Schweizerisch muteten die überaus zahlreich erschienenen Besucher an, man hörte in allen Landessprachen sprechen. Auch war die Programmgestaltung echt schweizerisch, indem Redner aus der deutschen Schweiz, aus der französischen Schweiz, aus dem Tessin, aus Behörde und Stiftung zum Worte kamen.

Herr alt Bundesrat M. Pilet-Golaz, Präsident des Stiftungsrates, eröffnete mit Worten des Dankes an die nicht mehr lebenden und an die noch im Dienste stehenden Förderer des Werkes die Tagung.

Herr Bundesrat P. Etter, Chef des Eidgenössischen Departementes des Innern, wies auf die Zusammenarbeit zwischen Pro Juventute und der Behörde hin. Die Jugendfürsorge geht von privater Initiative aus und der Staat ist nicht wie an vielen andern Orten genötigt, diese Aufgabe selbst zu lösen. Er freut sich, dass so viel Helferhilfe im Volke vorhanden ist und so viel mütterliche Liebe das Herz vieler bewegt, und er unterstützt die Bestrebungen kräftig. Er ist an der Jugendfürsorge interessiert, denn die Jugend von heute ist das Volk von morgen.

Die Ausführungen von Herrn Oberstkorpskommandant Wille, Präsident der Stiftungskommission, geben einen Ueberblick über das Werden, Wollen und Streben von Pro Juventute während 40 verflossenen Jahren. Dankbar gedankt er aller Helfer,

Das sind die Reklametricks einer Firma. Es kann aber keiner aufgeweckten Schweizerfrau entgehen sein, dass in der letzten Zeit auf der ganzen Linie der alkoholische Getränke produzierenden und verkaufenden Firmen grosse Anstrengungen gemacht werden, um die Frauen als Kundinnen zu gewinnen.

Auf der andern Seite stellen Aerzte, Richter, Vormundschaftsbehörden und Fürsorger mit Schrecken fest, dass die Trunksucht unter den Frauen zunimmt. Der Bund, die Kantone und die Gemeinden (von den Vereinen nicht zu reden) kämpfen gegen die Trunksucht an und müssen ungezählte Millionen von Franken ausgeben wegen der Folgen der Trunksucht.

Ob die Vernunft oder das Alkoholkapital in diesem Kampf um die Gunst der Frauen gewinnen, haben wir selber zu entscheiden. Wollen wir uns durch die einschmeichelnde, raffinierte Reklame verleiten lassen oder wollen wir einmal ganz geschlossen zeigen, dass wir denkende und vernünftige handelnde freie Schweizerinnen sind, die sich nicht durch mondäne Reklamen gegen ihr besseres Wissen beeinflussen lassen? Wir bestellen Zeitungen und Zeitschriften, die Alkoholreklame machen, sei es im Text oder Inseratenteil ab und geben unseren Grund an, wir bevorzugen Geschäfte, die keine alkoholischen Getränke verkaufen und trinken zu Hause und in Gesellschaft unsere herrlichen, einheimischen Traubensäfte (es gibt so viele verschiedene Sorten, süssere und weniger süsse) oder den preiswerten Süssmost und als Apéritif Tomaten- oder Früchtsaft.

Man sagt, wir Frauen seien tonangebend. Möge uns die Einsicht und der Mut gegeben sein, zum Wohle unserer Familie und unseres ganzen Volkes den richtigen Ton anzugeben und uns nicht durch Reklamen zu verhängnisvollem Tun verleiten zu lassen!

K.-O.

Wir nennen nur die drei früheren Zentralpräsidenten, Herr Dr. Horber, Herr Prof. Dr. Hanselmann, Herr Loeliger und den jetzigen, Herr Binder. Es war ein sehr glückliches Entgegenkommen, den Markverkauf ins Leben zu rufen und den Erlös an Ort und Stelle zu verwenden. Pro Juventute war seit ihrer Gründung ein grosser Erfolg beschieden. Dieser ist nicht zuletzt dem grossen Verantwortungsbewusstsein der Jugend gegenüber bei vielen Bürgern zu verdanken, die ein offenes Ohr und Herz hatten für die Werbungen von Pro Juventute. Darum gehört Dank dem ganzen Volk. Statistisch lässt sich die grosse Entwicklung, die Pro Juventute durchgemacht hat, zum Beispiel daraus ersehen, dass das Kapital, mit dem heute gearbeitet wird, um ein Vielfaches grösser ist als am Anfang.

Von tiefer Dankbarkeit und Freude zeugten weitere Voten, die zur Ehrung des Geburtstagskinderes gehalten wurden, so die Ausführungen von Stadtpräsident E. Landolt, Präsident der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft, von Frau Gordon-Morier, Präsidentin des Vorstandes der Internationalen Vereinigung für Kinderhilfe, von Herrn Schuldirektor C. Bariffi aus Lugano.

Die Rückschau war aber nicht das Wesentliche der Feier, sondern der Ausblick. Man will nicht auf Erreichtem ausruhen, man will weiterarbeiten, denn es gibt noch viel, viel zu tun. Wann könnte man mit der Hilfe für Mütter- und Säuglingspflege je ans Ende kommen, mit der Auslandsschweizerkinderhilfe, mit der Ferienkinderhilfe für Schweizer Kinder, mit der Ferienhilfe für notleidende Mütter, mit der Hilfe für Pflegekinder und Kinder der Landstrasse, mit der Lehrlingsfürsorge und den Bemühungen um gute Freizeitgestaltung und bildende Lektüre? Die Arbeitsgebiete sind schlechtlich nicht auszuschöpfen.

Die am Nachmittag gehaltenen und der Säuglingsfürsorge gewidmeten Vorträge von Frau Dr. med. F. Imboden-Kaiser, St. Gallen, von Herrn Prof. Dr. med. J. Tailens, Lausanne und von Fräulein H. Blöchliger, Leiterin der Pro Juventute-Ab-

teilung «Mutter und Kinds», zeugten für den starken Willen zum Tun. Es soll vor allem durch den Ausbau der Mütterberatung, durch Kurse für Säuglingspflege, durch den Hinweis auf die Wichtigkeit des Stillens, die Quote der Säuglingssterblichkeit noch weiter herabgesetzt werden.

Doch nicht nur an den Körper denkt Pro Juventute. Durch Pflege wahren schönen Mutter- und Wohnstubegeistes soll dafür gesorgt werden, dass das Kind seelisch in einer gesunden Atmosphäre aufwachsen kann.

Die schon erzielten grossen Fortschritte verpflichten zur Fortführung der Arbeit im gleichen Sinn und Geist der Liebe. Doch weil alle Anstrengungen umsonst wären, wenn nicht Gott seinen Segen dazu geben würde, klingt die Tagung aus in die Bitte, dass Gott auch weiterhin das Werk segnen und ihm zum Wohle des ganzen Volkes Gedeihen schenken möge.

Dr. E. Brn.

Mitgliederversammlung der Zentralstelle für Schweiz. Ursprungszeichen

Der regelmässige gute Besuch der Mitgliederversammlung der Zentralstelle für das Schweiz. Ursprungszeichen mag damit zusammenhängen, dass mit ihr abwechslungsreich ein Vortrag über ein wirtschaftliches Thema oder eine Fabrikbesichtigung verbunden wird. Waren die Versammlungen von 1950 in Zürich und 1951 in Luzern den Ausführungen von Fachleuten über Rationalisierungsmöglichkeiten und Anwendung der Betriebswissenschaften im mittleren Unternehmen gewidmet, so folgte dieses Jahr der Besuch einer Zündholzfabrik. Aus diesem Grunde war als Tagungsort Frutigen gewählt worden. Trotz der grossen Entfernung von den Wirtschaftszentren zeigten eine schöne Anzahl von Mitgliedern den Wunsch, ihre Anwesenheit ihr Interesse an der Tätigkeit der Organisation.

Nach einer Begrüssungssprache durch den Präsidenten der Zentralstelle, Dr. H. A. Mantel, Rütli-Zürich, und einem herzlichen Willkommensgruss von Gemeinderat Moser, Frutigen, namens des Gemeinderates und des örtlichen Handwerkervereins, wurden die ordentlichen Geschäfte innert kurzer Zeit erledigt und Jahresbericht, Jahresrechnung, Budget und Beitragserhöhung im Sinne der Anträge des Vorstandes gutgeheissen. Die Teilnehmer hatten Gelegenheit, zu den anlässlich eines im letzten Jahre veranstalteten Wettbewerbes eingegangenen Plakaten ihre Stellung zu nehmen; sie konnten sich überzeugen, dass es nicht leicht ist, auf diesem Gebiete den gestellten Anforderungen gerecht zu werden. Schliesslich machte Herr Weber, Zürich, einige Angaben über die Entwicklung und die gegenwärtige Lage der einheimischen Zündholzindustrie.

In kleinen Gruppen und unter kundiger Führung erhielten die Teilnehmer am Nachmittag Einblick in die Herstellung der Zündhölzchen. Dieser Zweig hat vor etwa 100 Jahren als Heimarbeit im Frutigen Boden gefasst. Heute ist die Fabrikation vollständig automatisiert; normalerweise beschäftigt der Betrieb rund zweihundert Personen. Mehrere der Besucher wurden sich gefragt haben, ob es angängig sei, eine alte eingessene Industrie, die qualitativ dem Ausland ebenbürtige, wenn nicht bessere Erzeugnisse hervorbringt, zum Verschwinden, und die darin beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen zur Aufgabe ihrer Verdienstmöglichkeit im angestammten Berufe zu verurteilen.

Der schweiz. Verband dipl. Schwestern für Wochen-, Säuglings- und Kinderpflege

hielt im Mai in Basel seine Delegiertenversammlung ab. Am Vormittag legte der Vorstand der Versicherungskasse, die von diesem Verband gegründet wurde, Rechenschaft über seine Geschäftsführung ab. Wir alle spürten daraus die grosse Arbeit und Verantwortung, die von den Schwestern des Vorstandes in aller Stille getan und getragen wird, damit die Mitschwesterinnen den Tagen des Alters nicht mit Sorgen entgehen müssen. Je nach der Höhe ihrer Einzahlungen dürfen sie mit 57 Jahren eine, wenn auch bescheidene monatliche Rente erwarten. Weit aus den meisten von ihnen sind aber noch auf die AHV-Rente angewiesen, die allerdings erst mit dem 65. Altersjahr ausbezahlt wird. Hier klafft nicht nur für die Schwestern, sondern auch für viele berufstätige ledige Frauen eine Lücke.

Lise Topart

Als ich am 29. oder 30. April vorigen Jahres die kleine, so unscheinbar wirkende Schauspielerin in «Le château du carrefour» von Odette Joyeux im Théâtre des Mathurins in Paris sah, konnte ich nicht ahnen, dass es das letzte Mal sei, dass ich der damals erst Dreissigjährigen begegnen würde. Da das Stück mich interessierte, begab ich mich im Zwischensatz hinter die Bühne, um mit der Autorin darüber zu sprechen, und bei dieser Gelegenheit machte ich auch die Bekanntschaft der Darstellerin. Ich wusste natürlich von anderen Rollen her, in denen sie mich seltsam beeindruckt hatte, dass sie nicht die Halbwachsende war, die unter dem Namen Catherine das Märchen ihres Lebens als zerstört erkannte. Und doch war auch in der Wirklichkeit um die so unscheinbar ins Zimmer tretende die Atmosphäre etwas sonderbar Kindliche. Das war kein frisches daseinbejahendes Mädchen und auch keine jener ein wenig gezeigten Novizen der Bühne, wie man sie sonst in diesem Alter zu Hunderten an den Pariser Theatern treffen kann. Was anderen vielleicht mysteriös erschienen mochte, machte auf mich den Eindruck des Verhaltenden, des noch nie Entfalteten; und darin bestand der süsse Reiz ihrer Künstlerschaft, die sich möglicherweise bei zunehmenden Jahren verflüchtigt hätte. Ebenso gut aber, voll in ihr zur Blüte gekommen, hätte diese Seite ihres Talentes sie an eine einsame Spitze geführt. In Supplées «Le voleur d'enfants» im Théâtre de l'Oeuvre, in dem sie im November 1948 mir zuerst entgegentrat, gab sie eine Art Vorstufe in ihrer Marcelle zur späteren Catherine, aber in Gabriel Arouts «Le Bal du Lieutenant Held», in den Mathurins zwischen diesen beiden Werken, war sie mehr als ein Backfisch — sie zeichnete in schwachen, aber spürbaren Umrissen den Beginn einer Liebesempfindung. — Ich habe sie in ihrer letzten Figur, der jungen Ehefrau in Daphné du Mauriers «Mardi d'automne» (als «Septembre» in Bern gegeben), die sie im Théâtre Gramont verkörperte, nicht mehr gesehen. Ich hatte auf diese Begegnung für den nächsten Monat. Und nun hat ein jäher Tod die Schwestern-Zierliche aus der Welt gerissen, der Absterben eines Flugzeuges über Nizza, wo sie gerade «Mardi d'automne» gespielt hatte. Zufällige Augenzeugen des Unglücks haben einen Gesamtschrei der Niedersenkenden zu hören vermeint, wir glauben nicht, dass Lise Topart sich daran beteiligt hat. Im 1946 war sie im Théâtre Saint-Georges in der «Rebecca» der de Maurier die zweite Madame de Winter gewesen, die sich so unendlich vor der ersten geführt hatte und ihr doch standhaft in die toten Augen geblickt hatte. Man soll den Menschen und die Schauspielerin nicht vermissen. Dennoch bleibt uns die Empfindung, als habe sich die Schwache, die Ängstliche, die in sich Zurückgezogene vor dem Tode nicht fürchten können.

Eric Munk

Jede Berufsarbeit erfordert heute von der Frau vollen Einsatz, und es wird nur wenige geben, die ihn bis zum 65. Jahre leisten können. Darum unterstützt auch der Vorstand der Versicherungskasse die Bestrebungen, die dahin gehen, das Berufsalter der ledigen Frau für die AHV auf 60 Jahre herabzusetzen, wie dies für die Witwen der Fall ist.

Nach dem Mittagessen wurde die Delegiertenversammlung von der Zentralpräsidentin Frau Dr. Zimmermann eröffnet. In ihrem Jahresbericht gab sie einen Rückblick über die Tätigkeit des Zentralvorstandes im vergangenen Jahre. Dieser kam in vier Sitzungen zusammen und hatte sich auch wieder mit Schul- und Examenfragen zu befassen. Zwei Schulen erhielten die Anerkennung des Schweizerischen Verbandes diplomierter Schwestern für Wochen-, Säuglings- und Kinderpflege, nämlich die Pflegerinnenschule Hergiswil als erste Schule der Innerrhein und die Pouponnière Grange Canale Genf. Die Betriebe, in denen Mütter und Kinder gepflegt werden und die zugleich Ausbildungsstätten für junge Schwestern sind, leiden unter Schwermangel. Der Zentralvorstand nahm mit weiteren Kinderspielfeldern Verbindungen auf, um neue Praktikumsmöglichkeiten zu schaffen. Zu verschiedenen Eingaben des Bundes Schweizerischer Frauen-

Grossküchen-Einrichtungen

Walter E. Froeh & Co., Luzern
Telephon 041 / 298 40 / 298 41

wir um neun Uhr morgens zur Evangelisation ausziehen wollten, sagten uns unsere schwarzen Begleiter: «Nein, das ist noch beinahe Nacht, wir müssen warten!»

Nach sechs Tagen in New Barota kehrten wir für zwei Tage nach Hause zurück, um alles wieder in Ordnung zu bringen, um die Kleider und uns selber gründlich zu reinigen und Körper und Seele richtig auszuholen zu können.

Maschamba und Mbokota Die Wege:

Maschamba liegt hinter dem Ribolla, einem dem Matterhorn ähnlichen Berg in miniature. Wir erreichen es auf einer Bergstrasse, durch Bäche und Flüsse, durch ein grosses Sandloch, wo sich eines schönen Tages eines der Räder des Autos vollständig im Sand vergrub, und es nicht mehr vorwärts noch rückwärts ging. Nur den vereinten Kräften von vier Eseln sowie einigen Männern und Buben gelang es, das geliebte Vehikel wieder aus diesem Sandgrab herauszuheben und vorwärts zu stossen und zu ziehen.

Die Wege, die zu den verstreuten Christen führen, können etwa mit Bachbetten verglichen werden. Ich war immer wieder erstaunt, wenn ich irgendwo richtig ankam und dazu noch ohne Unfall. Wenn die Unterhaltung von Fräulein Pfarrer Alge waren, — auch wenn das dauernd nach rechts oder mit dem schwarzen Evangelisten, der zwischen uns sass, plötzlich verstummte und eine grosse Stille eintrat, wusste ich, dass wir auf gefährlichem Wege und links sich drehende Steuerad, die Bremsen, der erste Gang und der Lärm des Motors sowie die schiefte Lage des Wagens es mir nicht angezeigt hätte.

Der Besuch bei dem Häuptling Maschamba: Er hat vierzehn Frauen, kommt aber zur Kirche. Welch ein Kompromiss! Wir sind eines Morgens auf halb zehn Uhr bestellt. Wir mussten uns anmelden,

denn man soll auch die Etikette eines Afrikaners nicht verletzen. Natürlich war es gerade an diesem Morgen, als wir in unserem Sandloch stecken blieben. Immerhin, wir kamen an. Das Dorf, welches einer kleinen, rot-erdigen Festung ähnelt, klebt an einem Abhang, der mit vielen Euphorbienbäumen übersät ist. Die Festung setzt sich aus vielen Rundhütten zusammen, von denen jede ihren kleinen Hof hat. Diese Höfe sind von einer kleinen, roten Erdmauer umkränzt. Eine Hütte sitzt fast auf der anderen, so dass das Ganze ein Labyrinth von Hütten, Höfen, Ein- und Ausgängen bildet. Durch einige derselben gelangen wir in den Haupthof, den Hof der Nkosikazi, der ersten Frau. Denn die erste Frau ist die Königin des Harems. Vor der Haupthütte steht ein erbaumungswürdiges Kanapee mit zwei Lehnstühlen. Glücklicherweise bringt man uns solche Holzstühle zum Sitzen.

Der Häuptling ist nicht da, das heisst wohl, dass er selber uns nicht empfangen will. Dafür kommen seine vierzehn Frauen, eine nach der anderen, mit und ohne Bebé auf dem Rücken. Die Gesichter zeigen jegliche Altersstute, sind müde und ohne Freude, einige davon haben jedoch sehr anziehende Züge. Die Kleider sind mehr als ärmlich, das heisst, wenn ich von Kleidern rede, so meine ich Tücher, Fetzen, Lumpen. An Fuss- und Armgelenken hängen viele Spangen, Ketten von farbigen Perlen ziieren den Hals.

Zuerst singen wir, worauf Fräulein Pfarrer Alge eine Evangelisationspredigt hält, und nach nochmaligem Gesang gehen wir wieder weg. Einige der Frauen sangen mit uns. Was wird bei ihnen haften bleiben? Es ist leicht, zu predigen, aber es ist gar nicht leicht, auf die Ehe mit einem Häuptling zu verzichten (der zu neun Zehnteln heidnisch ist, wenn man eine von seinen vierzehn Frauen ist).

Der Heidenlärm:

Jewellen um sechs Uhr abends wird dem Häupt-

lingsdorf gegenüber am Abhang das grosse Feuer angezündet, die Trommeln dröhnen mit voller Macht, die Tänze fangen an; der Lärm von vielen Stimmen dringt so hörbar zu uns, als ob dies alles ganz in unserer Nähe geschähe. Ein richtiger Heidenlärm im wahren Sinne des Wortes. Dies dauert bis zehn Uhr abends, worauf die grosse Stille Afrikas folgt. Die Leute dort oben schlafen an Ort und Stelle. Um fünf Uhr morgens beginnt diese Übung von neuem, bis die Sonne rund und voll aufgegangen ist, etwa um sieben Uhr. So geht es jeden Tag. Der getrommelte Takt, die kurzen, durch eine Menschenmenge Hunderte von Malen wiederholte Melodie dringt so in unsere Knochen ein. Natürlich ist es dann schwierig, Leute zum Abendgebet zu haben oder sich zu konzentrieren. Der Tempel Satans arbeitet gut dort drüben am Hügel, und er ist das Werk eines dieses Häuptlings Maschamba. Er verlangt eine Art Eintrittspreis, eine in eine Gesellschaft. Hat man diesen Preis einmal bezahlt, dann ist man gezwungen, jeden Abend hinzugehen und zu tanzen. Wir trafen einige Mädchen, die von dort kamen. Sie waren im Alter von etwa 12 bis 16 Jahren, trugen ein Tierfell als Rock und eine über der Brust gekreuzte Schnur. Das war alles. Ueber den Ausdruck ihrer Gesichter hätte man weinen mögen.

Die Evangelisation:

Ich mache einen Besuch in einem kleinen Heidenort. Niemand ist da. Ich rufe: keine Antwort. Schon will ich umkehren. Doch halt, liegt da nicht eine schwarze Frau schlafend auf dem Boden ihres Hofes? Soll ich sie wecken? Soll ich es nicht tun? Was verlangt der Brauch? Ein kleines Mädchen rettet mich aus dem Zögern und weckt seine Mutter: «Mammaa, mammaa, hier ist eine Weisse!» Die Frau kennt mich schon und lädt mich ein, in ihre Hütte zu kommen. Dort dient mir eine zusammengerollte Matte als Stuhl. Nach einiger Zeit beginnen wir die Begrüssungsformeln. Dann sagt sie mir: «Gestern, in einem anderen Dorf, habt ihr

ein schönes Lied gesungen, das ich lernen möchte.» (Es ist mbwina ja nga, von Natalia Sumbane.) Es bleibt mir nichts anderes übrig, als ihr ein Solo vorzusingen, das sie mit einem falschen Brummeln begleitet. Nun bin ich aber leider keine Sängerin, und meine Stimme folgt ungewissermaßen einer falschen Melodie, sobald eine vorhanden ist. Immerhin, sie war doch zufrieden damit. Ich zeige ihr dann die Bilder von Jesus im Stalle zu Bethlehem und seine Kreuzigung und erzähle ihr anhand derselben in kurzen Zügen sein Leben, sein Heil. Sie hört aufmerksam zu, ist erstaunt, stellt Fragen. Danach singen wir nochmals unser Lied und beten. Sie kommt nächsten Sonntag zur Kirche. Wird sie auch zu unserem HERRN kommen? Sie wohnt am Hügel des Heidenlärms.

Wir wissen nie, was und wen wir in den Dörfern antreffen werden. Manchmal ist es eine einzige Person, manchmal viele, meistens Frauen. Zuerst wird immer gesungen. Das zieht sie an. Dann verkündigen wir das Evangelium. Ich benutze alles, was ich finde, und was mir als Bild oder Vergleich aus ihrem Leben dienen kann, um ihnen das Verstehen zu erleichtern.

In Maschamba finden wir schrecklich harten Boden. Man möchte fast verzweifeln. In Mbokota ist es ein wenig besser. Es kommen mehr Leute, die Türen und Herzen öffnen sich.

Die Landschaft:

Die Landschaft zeigt jetzt Winterfarben: gelbgrau, trocken, die Bäume zum Teil kahl. Ueberall ist Hunger. Aber inmitten dieser öden Trockenheit hat Gott einen wunderbaren Baum mit roten Blüten geschmückt, den sogenannten Kfirboom. Ist das nicht wie eine Hoffnung, wie ein Versprechen? Ebenso kann Gott aus der Trockenheit dieses Landes, aus diesem harten Boden, Seine Kirche zum Blühen bringen.

Dr. Els Ziegler
Lemana, Transvaal

Staatsbürgerliche Ecke

Die Einnahmen des Staates — Regalien

Im Laufe der letzten Wochen haben die Schweizer Männer über verschiedene den Staatshaushalt betreffende Fragen abgestimmt. So über die Warenumsatzsteuer, über die sogenannte Friedensopfer und über die Vorlage der Rüstungsfinanzierung. Es ist schon so, damit der Staat alle seine mannigfaltigen Aufgaben erfüllen kann, braucht er grosse Mittel. Er muss über entsprechende Einnahmequellen verfügen können. Die Verwaltung und Verwendung der Einkünfte ist natürlich gesetzlich geregelt und untersteht einem Plan. Dieser planmässigen Gestaltung der Einnahmen und der Ausgaben sagt man Finanzwirtschaft. Die Stellen, die sich damit befassen, sind der Staatshaushalt. Das wichtigste Finanzdepartement verwaltet als Nachfolger von Bundesrat Nobs Prof. Weber.

Dieses Mal sei nur von den Einnahmequellen die Rede, die dazu dienen, den Etat, wie der Voranschlag und der Finanzplan eines Staates genannt wird, einigermassen im Gleichgewicht zu halten. Und von diesen wollen wir nur die Regalien herausheben, die das Recht eines Staates bedeuten, eine gewinnbringende Tätigkeit ausüben oder ganz bestimmte Erträge für sich zu beanspruchen. Ein grundlegender Unterschied zwischen Monopol und Regal besteht nicht. Die Regalien sind älteren Ursprungs und wurden schon von älteren erhoben. Wir kennen in der Schweiz für das Münz-, Post-, Pulver- und Telegraphenwesen eigenständige Regalien, wozu noch kantonale Regalrechte kommen. Das bedeutendste Regal ist zweifellos der Zoll der ja schon im Mittelalter sowohl für Personen als für Sachen als Brücken- und Wegzoll usw. eingezogen wurde. Heute kennen wir meist nur noch die Grenzzölle, die in Einfuhr-, Ausfuhr- und Durchfuhrzölle unterteilt werden. Natürlich sind die ersten die beste und grösste Einnahmequelle. Sie können verschiedenen Zwecken dienen. Es gibt

den Schutzzoll, mit dem die einheimische Produktion einer Ware gegenüber dem Ausland begünstigt und vor dem ausländischen Konkurrenzprodukt geschützt wird. Etwas Ähnliches bezieht zum Beispiel auch der Art. 23 b des neuen Landwirtschaftsgesetzes, der vorsieht, dass für die Einfuhr leichtartiger Erzeugnisse, die eine bestimmte Menge überschreiten, Zollsuschläge erhoben werden können. In diesem Zusammenhang sei auch auf die Bestrebungen gewisser amerikanischer Industrien erinnert, die sich ständig bemühen, auf Schweizerischen Qualitätsprodukten höhere Einfuhrzölle zu erreichen. Sonst — besonders in ruhigen, liberalen Zeiten — herrscht die Tendenz, die Zölle in den gegenseitigen Handelsverträgen auf gewissen Waren möglichst niedrig anzusetzen. Man kennt auch die Meistbegünstigungsklauseln, in denen sich Staaten möglichst niedrige Tarife auf einzelnen Waren gewähren, während auf den gleichen Waren aus andern Ländern höhere Zölle erhoben werden. Mit dem Hinweis, dass man mit Zollsätzen in der Handelspolitik auch kämpfen kann — sie werden dann Kampfzölle genannt — wollen wir unsern Ausflug in die Volkswirtschaft beenden. Die Zölle, die allein die Einnahmen des Staates erhöhen, nennt man Finanzzölle.

Damit die Zölle ihren Zweck erfüllen, müssen die Grenzen gut bewacht und überwacht werden. Der Staat verfügt deshalb über zahlreiche Personal und Einrichtungen, um die Umgehung der Zölle, den Schmuggel kleinen und grossen Stils, zu verhindern. Dass dazu Untersuchungen und Stichproben nötig sind, mögen wir uns immer dann sagen, wenn wir über die «lästigen Zollformalitäten» schimpfen. Denn schliesslich betreibt der Bund viele seiner Aufgaben aus den Einnahmen der Zölle. Und die Nutzniesser dieser Aufgabe sind ja wir selber.

D. V.

Pro Infirmis tagt in Biel

Ihre 32. Delegiertenversammlung hielt die Schweizerische Vereinigung für Gebrechlichenhilfe «Pro Infirmis» am vergangenen Samstag im Rathsaal in Biel ab. Der Zentralpräsident alt Regierungsrat Dr. Briner eine stattliche Zahl von Vertretern der eigenen und angeschlossenen Fachverbände, der Regierung des Kantons Bern sowie der Stadt Biel begrüssen konnte. In einem kurzen Rückblick auf die Entwicklung der Pro Infirmis gedachte er besonders des 1949 verstorbenen Vorstandsmittglieds Dr. Otto Baumgartners, des einstigen Leiters des Pestalozzieheims Neuhof, welcher sich besonders auf dem Gebiete der Schwererziehbaren grosse Verdienste erworben hat. Bei der letzten in Biel im Jahre 1934 abgehaltenen Delegiertenversammlung sah die Rechnung der Pro Infirmis noch wesentlich bescheidener aus als heute. Die Bundessubvention betrug seinerzeit Fr. 300 000, während damals zum ersten Mal über die Einnahmen der Kartenspende zu beschliessen war, die Fr. 372 000 eingebracht hatte.

Zum Jahresbericht pro 1951 übergehend, konnte Dr. Briner mit Genugtuung vermerken, dass die Bundessubvention auch in diesem Jahre wieder Fr. 700 000 betragen wird, die nach Massgabe der Bedürfnisse an Heime für Taube und Sprachgebrechliche, Blinde, Geistesschwache und Missgestaltete, an die offene Fürsorge und für heilpädagogischen Unterricht sowie für die Wiedereingliederung Gebrechlicher in das Erwerbsleben verwendet werden sollen. Der Jahresbericht verschweigt nicht, dass die Lage einer grossen Zahl von privaten gemeinnützigen Institutionen bedrängt ist, teils, weil die Unkosten pro Zögling gestiegen sind, teils, weil ihre Zahl zunimmt und die angewendeten Behandlungsmethoden zwar wirksamer, aber auch kostspieliger als früher sind. Im Hinblick auf das wichtige Ziel der Selbstständigmachung der Gebrechlichen und die Möglichkeit ihrer Eingliederung in den normalen Arbeitsprozess wo immer es angeht, scheint es jedoch geboten, auf dem eingeschlagenen Wege fortzufahren. Jeder einzelne, normalgebildete Infirmus, dem frühzeitig und gründlich geholfen wird, erspart durch seine spätere Erwerbstätigkeit der Öffentlichkeit 30 000 bis 50 000 Fr., die andernfalls für lebenslange Unterstützung aufgebracht werden müssten.

Vom Resultat der im Frühjahr durchgeführten Kartenspende musste mit Bedauern vermerkt werden, dass ein Rückgang der Nettoeinnahmen um

rund Fr. 25 000 zu verzeichnen ist. Hieran dürfte neben der vermehrten Sammelstätigkeit für andere notleidende Zwecke auch der vor einiger Zeit eingetretene Papierpreisaufschlag schuld sein. Die Einnahmen sollten aber zum mindesten im Rahmen der gestiegenen Selbstkosten erhöht werden können.

Die Kartenspende als Haupteinnahmequelle der Pro Infirmis ist zugleich jenes Mittel, welches den Pro Infirmis-Gedanken jedem einzelnen von uns nahe bringt und daran erinnert, dass in unserer Mitte dauernd mindestens 200 000 Gebrechliche leben, von denen schätzungsweise die Hälfte durch die eigene Familie oder die Armenpflege Hilfe erhalten, während ebensovielen zusätzlicher Beratung, Betreuung und finanzieller Hilfe bedürfen. Neben der Hilfe für einzelne Gebrechliche unterstützt Pro Infirmis die Hilfswerke für Gebrechliche sowie Heime für schwererziehbare Jugend. Im vergangenen Jahr haben die 18 Pro Infirmis-Fürsorgestellen in 17 Kantonen annähernd 10 000 Behinderten jeden Alters Beratung und Unterstützung gewährt, eine Zahl, welche die grosse Arbeit nur erahnen lässt, die von jedem einzelnen Mitarbeiter gefordert wird, um mit den verhältnismässig beschränkten Mitteln ein Maximum an Erleichterung für unsere infirmen Mitmenschen möglich zu machen.

Der Nachmittags der Tagung begann mit einem ernst, aber hoffnungsvoll gestimmten Referat von Pfarrer Dr. Fritz Tanner, Zürich, der, selbst ein Blinder, seine Gedanken zum Thema «Die geistigen Voraussetzungen in der Gebrechlichenhilfe» auslegte und betonte, wie wichtig es sei, den geistig vollwertigen Infirmen als normal bildungsfähigen Menschen zu betrachten und ihn nach Möglichkeit im Kreise der Gesunden zu erziehen.

Es folgte ein interessanter Bericht von Marcel Lechner, Genf, über das neue Gesetz der Gebrechlichenversicherung im Kanton Genf, welches nach langen Vorstudien nunmehr von Regierung und Parlament angenommen wurde und in gewissem Sinne eine Ergänzung zur Alters- und Hinterbliebenen-Versicherung darstellt.

Zum Abschluss der Veranstaltung wurden zwei Filme gezeigt, die Einblick in die praktische Arbeit und die Methoden bei der Behandlung und Heilung körperlicher Gebrechen zufolge Krankheit und bei Kriegsverletzungen geben. elk.

vereine konnte er seine Meinung äussern und sie unterstützen.

Dem Bericht der Rechnungsführerin ist zu entnehmen, dass es ihr nicht gelungen ist, für den Hilfsfond, der zur Unterstützung alter und kranker Schwestern da ist, im Kanton Bern Steuerfreiheit zu erlangen. Auch muss sie mitteilen, dass infolge der gewaltig angestiegenen Papierpreise das Abonnement des Schwesternblattes erhöht werden muss, wenn nicht der Reklameteil auf Kosten des übrigen Inhalts vergrössert wird. Die Delegierten lehnen diesen Ausweg ab; sie möchten ihr Blatt so behalten, wie es sie lieben.

Schwester Marianne Ritz, Leiterin der Pflegerinenschule Elfenau Bern, orientierte über die Vereinbarung mit dem Roten Kreuz. Der Schweizerische Verband diplomierter Schwestern für Wochen-, Säuglings- und Kinderpflege stellt diesem im Kriegsfall Schwestern zur Verfügung. Die nun auf drei Jahre verlängerte Ausbildung wird vom Roten Kreuz anerkannt und den anderen Pflegeberufen gleichgestellt. Die Wochen- und Säuglingspflegerinnen sollen ihrer Ausbildung entsprechend eingesetzt werden in Zivilspitätern, in Flüchtlingslagern und im Betreuungsdienst.

Frau Oberin Leemann berichtet über die Werbekampagne des Roten Kreuzes für die Pflegeberufe. Diese Bewegung soll die ganze Bevölkerung erfassen. Aus einer grossen Notlage heraus beschloss das

Rote Kreuz, mit allen geeigneten Mitteln für diesen Beruf zu werben. Wie Frau Oberin Leemann aus ihrer langjährigen Erfahrung weiss, hatten die Schulen von jeher etwas Mühe, geeigneten jungen Nachwuchs zu finden, doch noch nie war die Lage so ernst wie jetzt. Es ist nicht so, dass heute weniger junge Mädchen den Schwesternberuf ergreifen, aber der Bedarf an Schwestern hat sich verdoppelt, ja verdreifacht. Im Zentrum der ganzen Werbung steht der Kranke, die Wöchnerin, der Säugling. Für sie sollten genügend Schwestern da sein, damit sie nicht, wie wir von anderen Ländern wissen, durch kurz ausgebildete Hilfskräfte gepflegt werden müssen. Frau Oberin Leemann richtet einen warmen Appell an die Schwestern. Sie können am besten für ihren Beruf werben, wenn sie seine guten Seiten herausstellen, die Vielseitigkeit ihrer Arbeit, den lebendigen Kontakt mit den Menschen, das beglückende für sie da sein und ihnen helfen zu dürfen. Sie können am besten werben, wenn man es ihnen anspricht, es ist schön, Schwester zu sein! Es ist auch nicht mehr der frühere harte Beruf, seine Bedingungen sind verbessert und der heutigen Verhältnissen angepasst. Arbeits- und Freizeit sind geregelt, so dass ein junges, gesundes Menschenkind, das seinem Leben Ziel und Inhalt geben möchte, darin seine Befriedigung findet und auch noch die Möglichkeit, sich an den Schönheiten dieser Welt zu freuen. Schwester R. Sch.

Gute Leistungen der FHD in Biel

Nach den Wettkämpfern der Uebermittlungstruppen trat der grosse Harst der 250 FHD, die bereits am Sonntagmorgen durch ihre flotte Haltung im Festzug mit viel Applaus bedacht wurden, zur Rangverkündigung an. Dienstchef Bridel würdigte die guten Leistungen unserer jüngsten Truppengattung, die von FHD-Patrouillen und Wettkämpfern am Sandkasten erzielt worden sind. Unsere FHD zeichneten sich in Biel durch ihre fröhliche und bunte Einsatzbereitschaft, wie auch durch ihre gute Disziplin ganz besonders aus.

Zürcher Frauenzentrale

(Eing.) Die Zürcher Frauenzentrale hat die grosse Freude, als Ertrag ihres Festes mit Basar im Glockenhof die Summe von Fr. 37 000.— zu nennen. Sie dankt all denen, die in irgendeiner Weise zum guten Gelingen der Veranstaltung beigetragen haben, für alle Unterstützung herzlich und freut sich, dass ihr das Ergebnis des Festes die Weiterarbeit im Dienste von Frau und Familie ermöglicht.

Nid lugg lah ...

Einige Entlein und ein grosser, wunderbarer Schwan schaukelten auf dem sonnenglitzernden Wasser. Ich war ihnen ein Stück Brot zu, das ich zufällig in der Tasche trug, und das ich seiner Härte wegen nicht in kleinere Stücke zerbröckeln konnte. Hui, wie kam Bewegung in die träge Gesellschaft! Hurlt flitzten die Entlein dem Brocken entgegen, während der Schwan, langsam und völlig seiner Würde bewusst, der Spende entgegenruderte. Aber sein Kurs ging zuerst noch im Zickzack nach rechts und links, und vor seiner drohenden Haltung stoben die Entlein erschreckt davon. Unwillkürlich musste ich lachen, denn dieses Bild erinnerte mich an den Stapellauf eines Schiffes, dem ich einmal zugehört habe, und bei dem die Barkassen und Boote genau wie diese Entlein nach allen Richtungen auseinanderstoben, als sich der Kelos näherte.

Nun, der Schwan war jetzt jedenfalls Alleingebiet über den Brocken und er versuchte, ihm mit Schnabellieben beizukommen. Aber das Brot war zu hart, als dass es sich im Wasser so schnell erweichen hätte. Die immer wütender werdenden Hiebe erreichten nur, dass der Brocken jeweils um ein weiteres Stück entwich, er liess und liess sich einfach nicht packen! Der Schwan verlor schliesslich die Geduld — eine stolze, fast verächtliche Wendung des hocherhobenen Hauptes, und er rauschte davon.

Da huschte ein Entlein herbei, ganz plötzlich war es da, nachdem man vorher kein einziges mehr gesehen hatte. Eifrig pickte es, und ich bemerkte, wie es den Brocken, ihn immer wieder untertauchend, vor sich her stiess. Ha, dachte ich, das Entlein weiss, wie man Möcken macht! Aber es wusste sogar noch mehr. Ich sah, wie es das Brot an die Quaimauer bugsierte, die ihm nun beim Abpicken Widerstand und Halt bot. Ganz gemächlich konnte es so Stück um Stück des Brotes, das sich inzwischen auch immer mehr erweichte, ablösen und bis zum letzten Rest die willkommene Mahlzeit mit gutem Appetit verzehren.

Welch' fröhliches, kleines Intermezzo dachte ich, erstaunt und belustigt zugleich. Auch hier gilt also das Wort: «Widerstände sind dazu da, um überwunden zu werden, man muss sich nur zu helfen wissen. Und: Nid lugg lah gewinnt!» H. Boerlin

Das' gute Buch

Hans Wegmann: «Am unerschöpflichen Quell». Tschudy-Verlag, St. Gallen.

Freunde des Zürcher Pfarrers Hans Wegmann veröffentlichen in diesem schlichten und doch reichhaltigen Buch Fragmente aus Predigten ihres verehrten Lehrers und Freundes, wie sie sich im Laufe der Zeit gesammelt haben. Die Herausgeber möchten damit die reiche Gedankenwelt, die der Verkündigung dieses markanten und eigenen Wege gehenden Zürcher Predikanten zu Grunde liegt, einer weiteren Öffentlichkeit zugänglich machen. Es ist ja nicht jedermanns Sache, Predigten zu lesen, die doch in erster Linie «gehört» werden sollten. Allein — so einzelne Abschnitte aus Predigten, die einem einmal Gehörtes tiefer einprägen, liest auch der moderne Mensch gerne.

Hans Wegmann sucht ja immer wieder nicht nur durch das Gesprochene, sondern auch durch das gedruckte Wort seinem Auftrag als Verkündiger der

«Frohen Botschaft» gerecht zu werden. Seine Bücher erfreuen sich in manchen Kreisen grosser Beliebtheit, so dass sicher auch die hier vorliegenden Predigt-Fragmente aufmerksame Leser finden werden.

Die Blätter dieses Buches sind erfüllt von einem klaren Geist, der sich mit den Problemen des modernen Menschen, besonders des Gebildeten, mit grossem Ernst auseinandersetzt. Es geht ihm vor allem darum, den lebendigen Gott in allen Belangen unseres heutigen Daseins als den wirklich Lebendigen zu erweisen. Die völlige Zugehörigkeit des Menschen zu Gott, das unbedingte Umgangssein von Gottes Liebe ist ihm höchstes Anliegen. Aus tiefem Erleben und Ergriffensein heraus gibt er sich und anderen Rechenschaft von Gottes Walten im Leben der Menschen, in der Natur und in der Geschichte. Besonders beschäftigt Hans Wegmann in diesen Predigtfragmenten immer wieder das Problem des Leidens, das ja dem heutigen Menschen so sehr zu schaffen macht. Ohne sich zu vorzueilen und raschen Schlüssen verleiten zu lassen, kommt auch an diesen Stellen eine überlegene Reife zum Ausdruck, die den Sinn des Leidens in der Tiefe erfasst. Doch vermeidet er eine völlig unevangelische Leidensverherrlichung, wie sie so oft üblich ist. Christus ist ihm wirklich der Wegbereiter für Gott, der Kinder der göttlichen Herrlichkeit, wie es keinen anderen gibt. In ihm sind Gottesliebe und Menschenliebe eins geworden, bilden sie ein unzertrennliches Ganzes. Aber immer ist ihm Christus vor allem Mensch, ganz von Gottes Geist erfüllt. Christologische Gebundenheit ist ihm fremd. Christus als der wirkliche Gottessohn ist ihm wohl weniger bedeutsam und verständlich. Hier besonders fällt es einem auf, wie Hans Wegmann die christliche Botschaft einem dogmenfremden, aufgeklärten modernen Menschentum nahebringen möchte. Das ist sicher ein ernstes und edles Bemühen. Aber wird es zum Ziele führen?

Besonders wohlthuend und ergreifend ist auch die vornehme, bilderreiche Sprache, die Schönheit der formellen Darstellung. Man spürt es jedem Satz an, dass da sorgfältig formuliert wurde. Dabei wird jede unnatürliche Künstelei vermieden und alles Pompöse abgelehnt. Gewiss, die Anforderungen an das Verständnis sind nicht klein. Die schlechte, klare Sprache aber erleichtert auch den einfachen Lesern den Zugang zu diesen nicht immer leichten Gedankengängen. Die Sprache als Werkzeug der Verkündigung wird hier wirklich ernst genommen und mit grösster Sorgfalt angewendet.

Beim Lesen des Buches muss man sich wohl stets bewusst sein, dass es eben «nur» Fragmente sind — nicht vollständige, ausgeführte Predigten. Es sind meist recht kurze Abschnitte, die einen bestimmten Gedanken ausdrücken und dann abbrechen. Und doch geht durch alles eine feine verbindende Linie, die auch durch die Einteilung und Kapitelüberschriften festgehalten ist: Gott — Christus — Mensch in all der vielgestaltigen Wechselbeziehung, in der wir Menschen darin stehen.

Möge das Büchlein vielen suchenden Menschen den Weg zeigen und eine Hilfe sein zum Glauben und Leben in Gottes wunderbarer Gemeinschaft!

St. M.

Radiosendungen für die Frauen

20. bis 26. Juli 1952

sr. Montag, 21. Juli, bietet um 14 Uhr Trudi Müller eine Sendung für die Frauen: «Ferien im Garten». — Dienstag, 22. Juli, gibt um 18.45 Uhr C. F. Vaucher Ratschläge über «Sommergetränke». — Für Mittwoch, 23. Juli, um 14 Uhr, hat Trudy Müller eine kleine literarisch-musikalische Sendung «Heiteres in den Hundstagen», vorbereitet. Um 19 Uhr spielt die Pianistin Evelinde Treuherz. — Freitag, 25. Juli, werden um 14 Uhr in der halben Stunde der Frau folgende Beiträge vermittelt: «Kanada im Spiegel der Frau», die Kanadinerin, von aussen gesehen, von Tonja Koeppl, und die letzte Sendung aus der Sprechstunde der Zürcher Auskunfts- und Beratungsstelle, «Hausfrau und Hausangelegenheiten». Im Abendprogramm werden um 21.35 Uhr «Aus unsern Frauen-Halbstunden», zwei Sendungen wiedergegeben: «Käthe Kollwitz», ein Leben für die Erniedrigten und Unterdrückten von Valley Reichert-Heid, und ein Interview mit einer Weltenbummlerin, das Elisabeth Thommen mit Marcella d'Arle hält.

Redaktion:

Frau El. Studer-V. Goumoens, St. Georgenstrasse 68, Winterthur. Tel. (052) 2 68 69

Verlag:

Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin: Fr. Dr. E. Nägeli, Trollestrasse 28, Winterthur



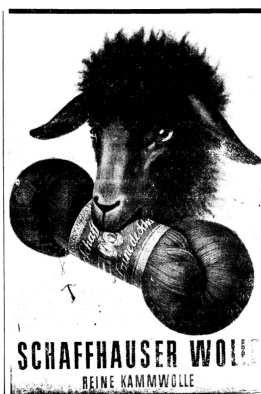
J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch
und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

90 %



ENGELHOF
Hotel - Hospiz
Alle Zimmer mit Fluss. Wasser
Das alkoholfreie Restaurant mit guter
Küche und vorteilhaften Preisen



aller Einkäufe besorgt
die Frau. Mit Inseraten
im «Frauenblatt», das
in der ganzen Schweiz,
von Frauen jeden Standes
gelesen wird, erreicht der
Inserent höchsten Nutzeffekt
seiner Reklame